

Buchrezensionen

Christiane Keim

Zwischenstationen und Markierungspunkte:

Postkolonialismus- und Genderforschung auf gemeinsamen Wegen

Rezension zu: *Weißer Blicke. Geschlechtermythen des Kolonialismus.*

Hrsg. von Viktoria Schmidt-Linsenhoff/Karl Hölz/Herbert Uerlings.

Jonas-Verlag Marburg 2004

Ethnizität und Geschlecht. (Post)Koloniale Verhandlungen in Geschichte,

Kunst und Medien. Hrsg. vom Graduiertenkolleg Identität und Differenz.

Böhlau Verlag Köln/Weimar/Wien 2005

Die Freiheit der Anderen. Festschrift für Viktoria Schmidt-Linsenhoff.

Hrsg. von Annegret Friedrich. Jonas-Verlag Marburg 2004

Obwohl Postkolonialismus- wie Genderforschung mit der Revision von ethnozentrischen bzw. androzentrischen Herrschaftsapparaten ein gemeinsames Ziel verfolgen, war und ist die Allianz zwischen postkolonialen und genderorientierten Ansätzen keine selbstverständliche. Die Verbindung zwischen Postcolonial und Gender Studies entstand vielmehr im Zuge der Kritik an einem der potentiellen Partner: aus den Vorbehalten von TheoretikerInnen der so genannten Dritt-Welt-Länder gegenüber einem „weißen Feminismus“, der die Lebenserfahrung westlicher Frauen als allgemeingültige behauptete und Positionen von „women of color“ ignorierte. Der daraus erwachsene Anspruch, unterschiedliche kulturelle und soziale Situierungen wahrzunehmen, anstatt eine Gemeinschaft „der Frauen“ zu postulieren, stellt für Politik und Wissenschaft eine ständige Herausforderung dar. Andererseits kann diese prekäre Basis auch einen positiven Effekt zeitigen, fordert sie doch die fortlaufende Überprüfung der jeweils eigenen Positionen heraus.

TheoretikerInnen und ForscherInnen aus Deutschland, zumal diejenigen, die auf dem Feld der Kunstgeschichte agieren, sehen sich freilich mit noch anderen Widerständen konfrontiert. Sie stoßen auf das Desinteresse der Öffentlichkeit an einer Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus und – ebenso problematisch, aber noch schwerer zu durchbrechen – auf die zähe Weigerung des Faches Kunstgeschichte, ihr koloniales Unterbewusstes, d. h. ihre Verstrickung in koloniale Herrschafts- und Repräsentationssysteme anzuerkennen und daran anschließend institutionelle Prämissen und Praktiken zu überdenken. Trotz der neuerdings zu beobachtenden Aufgeschlossenheit gegenüber kulturwissenschaftlichen Fragestellungen kann, wie Viktoria Schmidt-Linsenhoff 2002 konstatierte, von einer „Selbstreflexion des ungebrochen eurozentrischen Blicks“ in der Kunstgeschichte noch kaum die Rede sein.¹

Schmidt-Linsenhoff gehört federführend zu jener Gruppe von KunsthistorikerInnen, die vor mehr als zehn Jahren antraten, dieses Manko zu beheben und den fälligen Perspektivwechsel der kunsthistorischen (Gender-)Forschung einzuleiten. Die Tagung *Projektionen. Rassismus und Sexismus in der Visuellen Kultur*, veranstaltet in Trier 1995, war der erste Schritt auf diesem Wege. Inzwischen sind zahlreiche weitere Kongresse gefolgt und haben Trier zu einem Mittelpunkt der Zusammenführung von Postcolonial und Gender Studies werden lassen. Von 1997 bis 2000 wurde die Arbeit im Projekt *Das Subjekt und die Anderen* gebündelt, im Jahr 2000 das Graduiertenkolleg *Identität und Differenz* initiiert, 2005 schließlich das Centrum für Postcolonial und Gender Studies (CePoG) gegründet. Aus den fächerübergreifenden Diskussionen sind mehrere Symposien und eine Anzahl von Veröffentlichungen hervorgegangen.² Zwei Aufsatzbände aus den letzten beiden Jahren machen nicht allein mit dem aktuellen Stand der Forschung vertraut, sondern treiben diesen mit innovativen Beiträgen richtungsweisend weiter voran.

Die Publikation *Weißer Blicke* versammelt Beiträge, die von der Signifikanz der Hautfarben für die Repräsentationspolitiken von Kolonialkulturen ausgehen.³ Ebenso wie „Männlichkeit“ gibt *whiteness* einen Maßstab vor, an dem die „Anderen“ gemessen und deren Devianz bestimmt wird. Die unmarkierte Instanz des weißen männlichen Blicks bringt sexualisierte Körper hervor und kennzeichnet sie mit den Farben der „Andersheit“. Das Interesse der AutorInnen des Bandes gilt Bildern und literarischen Texten, in denen dieses hegemoniale Blickregime produktiv wird, besser gesagt: Es gilt den Leerstellen der Produktion, den Rissen in einem vermeintlich geschlossenen System. Sich an Paradigmen postkolonialer Theoriebildung orientierend, zeigen sie die Hybridität von männlichen und weiblichen Identitätsentwürfen auf, erkunden heterotope Räume und Kontaktzonen des Austausches zwischen den Kulturen, spüren Widerstandspotentialen nach.

Katja Wolf und Nina Trauth untersuchen Inszenierungen von Weiblichkeit in der Bildnismalerei des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich auf die Differenz kultureller Körperbilder, im Einzelnen auf die Kontrastierung von weißer und schwarzer Hautfarbe bzw. auf kulturelles *cross-dressing* stützen. Der Mohrenpage im aristokratischen Damenporträt, so Wolf, fungiert nicht allein als Zeichen weißer Überlegenheit und Nobilität. Vielmehr verkörpert die Figur im Bild den erwünschten Betrachterblick; an der Art, in der sich der Mohrenpage der Dame zuwendet, lässt sich ablesen, wie diese gesehen werden sollte oder wollte. Das Verhalten der Dame dem Pagen gegenüber wiederum lässt Schlussfolgerungen über das weibliche Verhältnis zu Sexualität zu.

Während Wolf den Einfluss der Porträtierten auf die Bildprägungen für eher gering hält, sieht Trauth in den orientalisierenden Maskeraden etwa der Madame de Pompadour neue Modelle weiblicher Selbstdarstellung. In türkische Gewänder gehüllt und an „exotischen“ Orten situiert, können die Porträtierten ihre Fantasien über Begehren und Macht zum Ausdruck bringen. Als hilfreich erweist sich dabei, dass die kulturfremden Zeichenrepertoires nicht eindeutig festgeschrieben sind. Eben diese Mehrdeutigkeit macht die performativen Selbstinszenierungen aber auch zu einer zweiseitigen Angelegenheit: Was „strategisch

von Frauen zur Demonstration von Frauenmacht eingesetzt werden konnte“, eben die Erotisierung des Körpers durch die orientalisierende Maskerade, kippte leicht in die Bestätigung des dominanten männlichen Blickregimes um.

Die Semantik der Hautfarben steht auch im Mittelpunkt des von Viktoria Schmidt-Linsenhoff untersuchten Malereisujets. In den Bildprägungen des orientalischen Sklavenmarktes werden weißen weiblichen Figuren schwarze Sklavenhändler gegenübergestellt. Während die feministische Kritik bisher bei einer Kritik des männlich definierten voyeuristischen Blicks stehen blieb, bezieht Schmidt-Linsenhoff erstmals explizit den (post-)kolonialen Kontext der Bilderzählungen mit ein. Die Erinnerung an Sklaverei und Sklavenhandel, erläutert die Autorin, war in die auf Humanismus und Christentum gegründeten Identitätskonzepte der post-abolitionistischen Gesellschaften nicht integrierbar. Das Thema des unterworfenen, objektivierten Körpers wurde daher aus den Darstellungssystemen der europäischen Nationalkulturen ausgelagert und in den imaginären Orient verlagert. Die auf der „Projektionsbühne des Orientalismus“ dargebotenen Bilder des Sklavenmarktes lassen sich somit als Symptome eines Tätertraumas lesen, bei dem sich Sexuelles und Politisches verbindet.

Birgit Haehnel richtet den Fokus in ihrem Beitrag auf Bilder und Orte von Männlichkeit. Mit der Darstellung der Wüstenlandschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts werden Wahrnehmungsmodelle von Welt und Existenz zur Anschauung gebracht, die männliche Subjektpositionen in unterschiedlicher Weise konfigurieren. So kann die imaginäre Wüste als Ort der Leere und Fremde Männlichkeitsvorstellungen durchaus verunsichern, andererseits bietet „die Begegnung mit dem Absoluten“ aber auch die Chance, den Verlust authentischer Männlichkeit, wie er sich in Harems- und Stadtszenen abzeichnet, zu kompensieren.

Die literaturwissenschaftlichen Untersuchungen von Reina Lewis und Ulrike Stamm widmen sich der Frage weiblicher Autorschaft. Dabei wird deutlich, dass die Positionen von Autorinnen durchaus unterschiedliche Konturen annehmen können. Lewis schildert die schwierige Standortsuche griechisch-türkisch-osmanischer AutorInnen nach 1900, die zwischen den Orientphantasien westlicher LeserInnen und den eigenen Identitätsentwürfen lavieren. Stamm beschreibt, wie europäische ReiseschriftstellerInnen über die Darstellung der Grenze ihr Verhältnis zu eigenen und zu fremden Räumen – ob als dichotome oder aber als durchlässige Terrains – definieren.

Schließlich wenden sich die AutorInnen des Aufsatzbandes literarischen Diskursfiguren zu, über die Problematiken von Identität und Geschlecht verhandelt werden. Interessanterweise stellt sich heraus, dass zeitgenössische literarische Bearbeitungen keineswegs die Kenntnis von oder ein geschärftes Bewusstsein für postkoloniale Fragestellungen voraussetzen. So bedient Heiner Müller mit der Figur des „Schwarzen Rebells“ in seinem Drama *Der Auftrag* nach wie vor den Wunsch nach einem selbstidentischen männlichen Helden (Herbert Urlings), während Japan-Romane wie etwa Cees Nootebooms *Mokusei* dem Klischee vom feminisierten Japan als grundsätzlich Anderem und ewig Unverständlichem verhaftet bleiben (Dagmar Heinze).

Für einen literarischen Text, der die Prämissen des Postkolonialismus ernst nimmt, bedarf es einer anderen Haltung. Welche dies sein könnte, kann man in Karl Hölz' Analyse des argentinischen Konquistadoren-Romans *Los perros del paraíso* erfahren: Der Roman zeichnet sich durch Respektlosigkeit gegenüber historischen „Fakten“ aus, wie sie in die verfremdenden Verfahren der Ironie oder Parodie einfließen, und durch die Versetzung des/der Protagonisten vom Zentrum an die Peripherie. Der „postkolonial verwandelte“ Kolumbus von Posses Buch wird als Grenzgänger und Zwitterwesen vorgestellt; von Differenz- und Kontingenzerfahrung geprägt, hält er doch den selbstidentischen Helden des herkömmlichen Geschichtsromans einen Spiegel vor.

Alle Aufsätze des Bandes kennzeichnet die Entschlossenheit der AutorInnen, neue Wege zu beschreiten und gleichzeitig für die Mehrdeutigkeiten des Materials und die Bedingtheiten des eigenen Standortes sensibel zu bleiben. Die Thesen, die sie in den Texten aufstellen, sind als – freilich gut begründete – Interpretationsvorschläge zu verstehen, die Postkolonialismus- und Genderforschung als ein rasant vorschreitendes, in stetiger Entwicklung begriffenes Projekt ausweisen. Der „Eigensinn der Untersuchungsgegenstände“ ist in allen Beiträgen (mit-)tragender Teil des Erkenntnisinteresses und der Erkenntnisvermittlung. Am deutlichsten gibt er sich jedoch meiner Ansicht nach in Annegret Friedrichs monographischer Untersuchung eines Familienbildes zu erkennen. Im Porträt des englischen Kolonialbeamten George Clive und seiner Angehörigen von 1745 rückt der Maler Joshua Reynolds eine indische Bedienstete ins Zentrum der Darstellung. Diese ungewöhnliche, Konventionen (und eventuell auch Auftraggeberwünsche) missachtende Bildfindung provoziert geradezu, wie Friedrich analysiert, sich Gedanken über den Einfluss des Kolonialismus auf westliche Geschlechter- und Familienordnungen zu machen.

Auch die Beiträge des Bandes *Ethnizität und Geschlecht* charakterisiert ein hohes Maß an Selbstreflexivität.⁴ Anders als *Weißer Blicke* gibt diese Veröffentlichung die Referate einer Tagung wieder. Dem gleichen Oberthema, Relationen und Abhängigkeiten zwischen Ethnie und Geschlecht in Kolonisierungs- und Dekolonisierungsprozessen verpflichtet, ist das Spektrum hier sowohl zeitlich wie hinsichtlich der beteiligten Disziplinen weiter gesteckt. Neben Bildern und literarischen Texten umfasst es auch sozialhistorische Praktiken kolonialer Herrschaftsausübung und der Herstellung von Alteritäten, die von HistorikerInnen, EthnologInnen, MedienwissenschaftlerInnen sowie JapanologInnen untersucht werden. Den RezipientInnen des Buches erschließt sich auf diese Weise, wie komplex die Zusammenhänge sind und welcher Radius bei der Abmessung des Forschungsgebietes angelegt werden muss. Abermals trifft man auf Variationen von Männlichkeitskonzepten und auf Szenarien des Widerstandes gegenüber Herrschaftsstrukturen und hierarchischen Platzierungen.

Männlichkeitskonzepte, ist zu erfahren, spielen in so heterogenen Bereichen eine Rolle wie den Männerbünden des Wilhelminismus, die sich zur Abwehr frauenemanzipatorischer Ansprüche auf „primitive“ Männergesellschaften berufen

(Claudia Bruns), dem Hollywoodfilm der 50er Jahre, der sein Publikum mit einer Vielzahl teilweise konkurrierender Maskulinitäten konfrontierte (Bernd Elzer) oder dem Umgang der westlichen Kunstkritik mit KünstlerInnen aus der so genannten Dritten Welt, die ohne Rücksicht auf kulturelle Differenzen Akteure und ihre Arbeiten in die westliche Künstlermythologie einschreibt (Kerstin Schankweiler).

Auch beim Thema Interventionsstrategien sind die Untersuchungsobjekte denkbar unterschiedliche. Iris Edenheiser etwa stellt Mimikrytechniken vor, mit denen Amazonasindianer auf ihre Außenwelt reagieren; Doris Mosbach fahndet nach den Auspizien für eine politisch korrekte Darstellung von Minoritäten in der westlichen Populärkultur; Angelika Bartl wiederum untersucht, ob und wie durch Film- und Videodokumentationen feministische Positionen vorgetragen und Frauen als politisch handelnde Subjekte präsentiert werden können.

Ein neuralgischer Punkt scheint mir das Verhältnis zwischen sozialen Praktiken und den Bedeutungen, die Geschlecht und/oder Ethnizität in literarischen Texten und Bildern zugewiesen wird. Michiko Mae und Kristina Iwata-Weickgenannt setzen in ihren Beiträgen bei der gesellschaftlichen Diskriminierung von Japankoreanerinnen an und fragen nach literarischen und visuellen Formen der Reaktion auf diesen Ausschluss aus dem Identitätskonzept Japanizität. Das Fazit der Autorinnen spricht dabei allerdings eher für die Dauerhaftigkeit und Durchsetzungsfähigkeit dominanter Diskurse: Während Mae konstatieren kann, dass die von ihr analysierten Texte japankoreanischer AutorInnen immerhin eine größere Sensibilität für Differenzen und Heterogenitäten zu bewirken vermögen, scheitern nach Iwata-Weickgenannt die performativen Selbstinszenierungen der Schriftstellerin Yû Miri. Als Versuch angelegt, die Realität zu transformieren, um eine Anerkennung des individuellen Lebensentwurfs zu erreichen, bestätigt Yû Miri in ihren Performances herrschende Identitäts- und Ethnizitätsideale mehr als dass sie diese subvertiert.

Der Vielzahl und Heterogenität medialer Repräsentationen wird in dieser Publikation durch Untersuchungen zur Fotografie, zum Video und Film sowie zur Malerei und Grafik Tribut gezollt. Dabei tritt ein Aspekt hervor, der vor dem Hintergrund einer globalen Verbreitung und Zirkulation von Bildern immer relevanter wird: die Re-Semantisierung von altbekannten Bildern in neuen Kontexten.⁵ Am Beispiel von Darstellungen der Mutter zeigt Maike Christadler, wie kanonische Bildsujets der europäischen Kunstgeschichte einen Zeichenpool bereitstellen, aus dem die visuelle Argumentation für das Projekt Kolonialismus schöpfen kann. Das gleiche Verfahren sieht Silke Förschler bei der fotografischen Inszenierung von Alterität am Werke: Bildpostkarten aus der Kolonialzeit greifen auf das Repertoire zurück, das die Malerei des französischen Orientalismus zur Figuration exotischer Weiblichkeit entwickelt hat.

In beiden Publikationen legen die AutorInnen Wert darauf, das methodisch-theoretische Fundament, auf denen sie ihre Argumentationen aufbauen und die Begriffe, die sie verwenden, zu erläutern. Die Genauigkeit verdankt sich der Einsicht, dass der Grat zwischen einer affirmativen und einer subversiven Haltung

schmal ist, und dieses eben nicht nur, was das Objekt selbst, sondern auch was dessen Interpretation angeht. Zudem kommen die AutorInnen damit der Forderung nach einer Lokalisierung der Erkenntnisperspektiven nach. Da die Begriffsklärungen und -verortungen überwiegend in den Anmerkungen erfolgen, entsteht sozusagen eine zweite Spur, die instruktiv auf Grundlagenliteratur verweist.

Im kurzen Vorwort zu *Ethnizität und Geschlecht* dankt Viktoria Schmidt-Linsenhoff der jungen AutorInnengruppe, „die sich bei der Arbeit über die Schulter sieht und sich gegenseitig auf blinde Flecken der Wahrnehmung aufmerksam macht.“ Das lässt sich ebenso von ihr selbst und ihren KollegInnen und WegbegleiterInnen sagen. Letztere haben – zusammen mit den jüngeren ForscherInnen – zu Viktoria Schmidt-Linsenhoffs 60. Geburtstag neue Forschungsbeiträge erarbeitet und zu einer Festschrift zusammengestellt.⁶ *Die Freiheit der Anderen* ist ein schöner Gegenbeweis zu der verbreiteten Ansicht, eine Festschrift sei in erster Linie als Ehren- oder Freundschaftsgabe mit untergeordnetem wissenschaftlichen Wert zu betrachten. Die Beiträge nehmen Bezug auf Schmidt-Linsenhoffs wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Schwerpunkte und Anliegen, darunter das Geschichtsverständnis revolutionärer Bewegungen wie Bauernkrieg und Französische Revolution, Geschichtsvermittlung in Museen oder Fotografie als Medium visueller Repräsentation. Dass die Postkolonialismusforschung hier ebenfalls ihren Platz hat, braucht kaum noch betont zu werden. Mehrere der in *Weißer Blicke* vertretenen AutorInnen haben sich auch an der Festschrift beteiligt.

Hier sei deshalb auf einige weitere Studien des Buches hingewiesen. Das sind zum einen diejenigen Texte, die mit einer zentralen Kategorie, und zwar der des Raumes, arbeiten; zum anderen solche, die sich auf Zugriffsweisen und Materialauswahl der Postcolonial und Gender Studies konzentrieren und es verstehen, bekannte Objekte gegen den Strich zu lesen sowie vermeintliche marginale Gegenstände neu zu gewichten.

Die Kategorie Raum in ihrer Bedeutung für die Herstellung ethnischer und geschlechtlicher Identitäten ist Schlüsselbegriffen postkolonialer Theorien wie „Heterotopie“ oder „Zwischenräume“ inhärent. Die Frage nach Raumkonzepten und (architektonischen) Raumgestaltungen ist zum Teil bereits in die Postkolonialismusforschung eingeflossen, auf diesem Gebiet liegt aber meines Erachtens noch viel Potential brach. In der Festschrift konzentrieren sich die Beiträge von Birgit Haehnel, Christina Threuter und Irene Nierhaus auf räumliche Konfigurationen. Haehnel und Threuter untersuchen Erfahrungen mit und Imaginationen von Räumen in Hinsicht auf die Konstruktion von Künstlersubjekten. Irene Nierhaus beleuchtet die Verfahren, mit denen Architekten und ArchitekturhistorikerInnen mediale Bilder von Architektur als Indizien autonomen Schöpfertums kommunizieren bzw. werten.

Auf ein bekanntes Korpus stützt sich Ellen Spickernagel in ihrer Untersuchung zu den Landschaftsbildern Jean-François Milllets. Dabei lenkt sie den Blick jedoch gezielt auf Unbekanntes oder bisher nicht Erkanntes, nämlich auf die Ähnlichkeiten zwischen weiblichen Figuren und Tieren, die gemeinsam als Protagonisten ei-

nes vorzivilisatorischen Gesellschaftsmodells vorgestellt werden. Ein Fundstück, und damit eine Marginalie par excellence, steht im Mittelpunkt von Susanne Falkenhausens Beitrag. Falkenhausen analysiert ein Flugblatt aus der Zeit der Französischen Revolution, das einen Entwurf für einen *Calendrier des Femmes Libres* vorstellt. Eine minutiöse Auseinandersetzung mit den Visualisierungsformen des Objektes führt sie zu dem Schluss, dass die disparate ästhetische Struktur des Blattes als Symptom zu lesen ist: als Symptom für die Unmöglichkeit, Frauen als politische Subjekte zu repräsentieren.

Gayatri Spivak, eine der TheoretikerInnen des Postkolonialismus mit feministischer Agenda, zeigt sich gegenüber Versuchen, den herrschenden Diskurs durch Zu-Wort-Meldung der Subalternen zu brechen, skeptisch. Auch die HerausgeberInnen und AutorInnen der besprochenen Publikationen wissen, dass die Vorstellung, außerhalb der Diskurse sprechen zu können, eine „romantische“ Verklärung der Realitäten darstellte. Resignativ stimmt sie das jedoch nicht. Im Gegenteil: Die langwierige und anstrengende Arbeit an der Dekolonisierung des (forscherischen) Blicks schreitet voran. Und zeigt, meine ich, auch schon Wirkung. Die Kratzspuren am Image des kulturwissenschaftlichen Mainstreams sind jedenfalls schon recht gut sichtbar.

- 1 Viktoria Schmidt-Linsenhoff: Kunst und kulturelle Differenz oder: Warum hat die kritische Kunstgeschichte in Deutschland den postcolonial turn ausgelassen? In: Kunst und Politik. Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft. Bd. 4 [Schwerpunkt Postkolonialismus]. Osnabrück 2002, S. 7–16, hier: S. 9.
- 2 Vgl. hierzu die Auswahlbibliografie in Kunst und Politik (wie Anm. 1), S. 155–160.
- 3 Weiße Blicke. Geschlechtermythen des Kolonialismus. Hrsg. von Viktoria Schmidt-Linsenhoff/Karl Hölz/Herbert Uerlings. Jonas-Verlag Marburg 2004.
- 4 Ethnizität und Geschlecht. (Post)Koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien. Hrsg. vom Graduiertenkolleg Identität und Differenz. Böhlau Verlag Köln/Weimar/Wien 2005.
- 5 Vgl. dazu Silke Wenk: Neue Kriege, kulturelles Gedächtnis und visuelle Politik. In: Frauen Kunst Wissenschaft, Juli 2005, H. 39 [Gender-Memory], S. 122–132.
- 6 Die Freiheit der Anderen. Festschrift für Viktoria Schmidt-Linsenhoff. Hrsg. von Annegret Friedrich. Jonas-Verlag Marburg 2004.